

Warum macht Integration schlau? **Gerald Hüther und mittendrin e.V.**

1. Herr Prof. Hüther, in Deutschland werden behinderte Kinder in Sonderschulen unterrichtet, weil man ihnen einerseits einen Schonraum bieten und sie andererseits besonders intensiv fördern will. Ist dieses Konzept aus Sicht eines Hirnforschers sinnvoll?

Wie die neueren Erkenntnisse der Entwicklungsneurobiologie deutlich machen, wird während der Phase der Hirnentwicklung ein großer Überschuss an Nervenzellen und ein Überangebot an Nervenzellfortsätzen und Nervenzellverknüpfungen im kindlichen Gehirn bis zum Ende des ersten Lebensjahres bereitgestellt. Erhalten bleibt von diesem Überangebot nur das, was später im Leben auch wirklich genutzt und gebraucht wird. Der Rest verkümmert wieder. Da das menschliche Gehirn nicht zum Auswendiglernen von Wissensinhalten sondern für das Lösen von Problemen optimiert ist, brauchen Kinder möglichst viele und möglichst verschiedenartige Herausforderungen und Aufgaben, an denen sie wachsen, eigene Erfahrungen sammeln und in Form komplexer Verschaltungsmuster in ihrem Gehirn verankern können. Und weil wir Menschen auch schon als Kinder unsere wichtigsten Erfahrungen in der Beziehung mit anderen Menschen machen, wäre es „hirntechnisch“ günstig, wenn Kindern Gelegenheit geboten wird, mit anderen Menschen in Beziehung zu treten, die anders sind als sie selbst, die älter oder jünger sind, die unterschiedliche Begabungen besitzen, manches besser, anderes schlechter können als sie selbst. Wer Kinder nach bestimmten Gesichtspunkten aussortiert und voneinander trennt, hindert sie also zwangsläufig daran, voneinander zu lernen und miteinander die Welt zu gestalten.

2. Viele Eltern befürchten, ihr behindertes Kind würde entmutigt, wenn es sich in der Schule täglich mit nicht behinderten Kindern messen muss.

Diese Sorge ist solange durchaus gerechtfertigt, wie die Eltern eines behinderten Kindes befürchten müssen, dass ihr Kind von den anderen Kindern ausgelacht, ausgegrenzt und abgewertet wird. In einer solchen Schule würde das behinderte Kind wohl eher leiden und sich nicht gut entwickeln können. Es ist bedauerlich, dass in den meisten öffentlichen Schulen solche Zustände, also ein solches Schulklima, eine solche Beziehungskultur herrscht.

Wenn es gelänge, diese Verhältnisse zu verändern und ein Klima der gegenseitigen Achtung und Wertschätzung in unseren Schulen zu entwickeln, wäre diese Angst der Eltern eines behinderten Kindes nicht länger nötig. Gegenwärtig sind wir aber in den meisten Schulen noch weit

von einer auf diese Weise veränderten Beziehungskultur entfernt.

3. Welche Vorteile kann ein behindertes Kind daraus ziehen, gemeinsam mit anderen Kindern zur Schule zu gehen?

Behinderte Kinder brauchen Achtung und Wertschätzung, aber keinen Schonraum. Sie wollen im richtigen Leben entdecken, was in ihnen steckt, aber nicht in ein Refugium für Behinderte eingesperrt werden. Wahrscheinlich machen wir viele von ihnen erst dadurch, dass wir sie wie Behinderte behandeln, zu Behinderten.

Da wäre also noch viel Spielraum für neue Formen des Miteinanders. Theoretisch jedenfalls. Praktisch scheitert aber fast jeder Integrationsversuch an den Vorbehalten und Vorurteilen einer auf Wettbewerb ausgerichteten und durch fragwürdige Leistungsansprüche geprägten Schulkultur.

4. Bei nicht behinderten Kindern in integrativen Schulen beobachtet man ein besseres Sozialverhalten. Aber lernen sie deshalb mehr?

Aus neurowissenschaftlicher Sicht müsste das zentrale Anliegen von Schule und Bildung die Aufrechterhaltung der angeborenen Entdeckerfreude und Gestaltungslust jedes einzelnen Kindes sein. Was wir gegenwärtig als „Lernen“ bezeichnen – also Wissenserwerb zum Zweck der Erlangung guter Schulzensuren – erzeugt genau das Gegenteil: Angst, Druck und Null Bock auf Schule, geschweige denn Freude am Lernen und eigenen Gestalten.

Die Frage, ob nicht behinderte Kinder in integrativen Schulen nicht nur sozial kompetenter würden, sondern auch mehr lernen, lässt sich demzufolge nicht an besseren oder schlechteren Schulzensuren ablesen. Man müsste fragen, ob sie ihre Lust am Lernen länger bewahren, ob sie später kreativer sind, mutiger, verantwortungsbewusster. Aber das, worauf es am meisten ankommt, spielt ja in unserem gegenwärtigen Schulsystem die geringste Rolle, wahrscheinlich deshalb, weil es so schlecht messbar ist.

5. Besteht die Gefahr, dass schnell lernende Schüler durch langsam lernende in ihrer Entwicklung gebremst werden?

Lernen ist doch nicht wie Autofahren, wo es (nach Meinung mancher Leute) darauf ankommt, dass man möglichst schnell irgendein Ziel erreicht. Lernen ist ein Prozess, ein Weg, sich die Welt zu erschließen, Erfahrungen zu sammeln und zu einer starken, souveränen, beziehungs-fähigen Persönlichkeit heranzureifen.

So betrachtet, macht es sehr viel Sinn, wenn schnell lernende Schüler ein wenig gebremst werden. Sie hätten dann mehr Zeit, den anderen zu helfen (was eine sehr gute Lernerfahrung ist), oder sich selbst neues Wissen

zu erschließen, das im Lehrplan nicht vorgesehen ist und wofür sie daher auch normalerweise keine Zeit haben.

6. In anderen europäischen Ländern ist es normal, dass behinderte Kinder auf allgemeine Schulen gehen, in Deutschland gibt es dennoch viele Vorbehalte. Warum sind die Vorteile gemeinsamen Lernens so schwer vermittelbar?

Offenbar haben viele Menschen in Deutschland nur wenig eigene Erfahrungen im Umgang und im Zusammenleben mit Menschen gemacht, die anders sind, anders fühlen und anders Denken und Handeln als sie selbst. Wo die eigene Erfahrung fehlt und wo es schon immer so war, dass man lieber andere Menschen ausgegrenzt (oder gar umgebracht) hat, anstatt sie einzubeziehen, wird man sehr leicht verunsichert und reagiert mit Angst und Ablehnung, wenn man Menschen begegnet, die anders sind als man selbst ist.

Das ist kein Zeichen von Stärke und Souveränität, sondern es ist eine Schwäche, die die Menschen anfällig macht für alle möglichen Vorbehalte und Vorurteile.

Da man seine eigenen Vorurteile natürlich gern bestätigt sieht, finden Medien, die solche Vorbehalte unterstützen, einen guten Absatzmarkt. Und damit dreht sich das Karussell der Ablehnung alles Fremden, Andersartigen und „Unnormalen“ nun schon seit Jahrzehnten im Kreise. Solange die Menschen hier in Deutschland keine anderen Erfahrungen mit - in ihren Augen - „andersartigen“ Menschen machen, wird sich daran wohl auch auf absehbare Zeit kaum etwas ändern.

Prof. Dr. G. Hüther ist Neurobiologe und leitet die Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung an der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen. Schwerpunkte seiner gegenwärtigen Tätigkeit: Einfluss psychosozialer Faktoren und psychopharmakologischer Behandlungen auf die Hirnentwicklung, Auswirkungen von Angst und Stress und Bedeutung emotionaler Bindungen. Zahlreiche wissenschaftliche Publikationen und populärwissenschaftliche Darstellungen (Sachbuchautor). Mitbegründer von Winfuture.de (Netzwerk Erziehung und Sozialisation) und Mitorganisator der „Göttinger Kinderkongresse“.

Korrespondenz:

Prof. Dr. Gerald Hüther
Psychiatrische Universitätsklinik
von Sieboldt Str. 5
37075 Göttingen